

Die Neue Welt



Nr. 32

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Verlassen!

Von Hermann Conradi.

Im Morgengrauen schritt ich fort —
Nebel lag in den Sassen . . .
In Qualen war mir das Herz verdorrt —
Die Lippe sprach kein Abschiedswort —
Sie stöhnte mir leise: Verlassen!

Verlassen! Kennst du das Marterwort?
Das frist wie verruchte Schande!
In Qualen war mir das Herz verdorrt —
Im Morgengrauen ging ich fort —
Hinaus in die dämmernden Lande!

Entgegen dem jungen Maientag:
Das war ein seltsam Passen!
Mälig wurde die Welt nun wach —
Was war mir der prangende Frühlingstag —
Ich stöhnte nur leise: Verlassen! . . .

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fichtbruders. Von F. Niebed.
(Fortsetzung.)

Am anderen Tag erschien der Pfarrer in der Schule; er ließ mich vortreten und schlug sogleich mit schwerer Hand auf mich los. Er schlug mich auf den Kopf, daß ich betäubt war und bei der Rückkehr auf meinen Platz zum Gelächter der Kinder an den Ofen taumelte. Aus der Strafpredigt, die er mir hielt, erfuhr ich, daß ich in der Kirche „unhergegaßt“ hatte, ohne auf die Predigt zu achten.

Von jenem Ereignis an empfand ich eine Scheu vor der Kirche und auch vor dem Herrn Pfarrer. Ich haßte ihn nicht, sondern achtete und ehrte ihn als den Stellvertreter Gottes, eine geheime Macht zwang mich jedoch, ihm aus dem Wege zu gehen, wo ich nur konnte. Alles an ihm war finster, besonders sein Blick; ich sah ihn nie lächeln, und ich erinnerte mich nun, daß ich nie ein freundliches, verfühliches Wort aus seinem Munde vernommen hatte. Nun, da ich mich in Gedanken lebhaft mit ihm beschäftigte, empfand ich ein unbestimmtes und unerklärliches Grauen vor ihm und seinen Predigten, die immer nur auf den einen Grundton, auf die Drohung mit der ewigen Verdammnis, gestimmt waren.

Vielleicht hätte ich das Unglück, in das ich durch das Anschauen des Schweistuches der Veronika gerathen war, bald vergessen, da doch ein Kind gar leicht vergißt und verzeiht, wenn nicht durch den Herrn Pfarrer ein neues Unglück über mich gekommen wäre, das mich noch tiefer berührte.

Ich hatte eine närrische Freude am Zeichnen und, obgleich wir in unserer nach verjährter Schablone arbeitenden Dorfschule keinen Zeichenunterricht genossen, in dieser Kunst eine Fertigkeit erlangt, die mich noch heut in Erstaunen setzt. Gern sah ich an Sommerfontagen am Rande unseres Gartens, ein Zeichenheft auf dem Schooß und den Bleistift in der Hand, blickte über die flache Landschaft und suchte die Bilder, die mein bewunderndes Auge sah, auf das Papier zu bannen. Am liebsten zeichnete ich ein fernes Dorf, das mit seinem Kirchturm

und einigen hohen Häusern aus dem Dunkel eines davor liegenden Waldes emporragte; und nicht minder reizten mich einige Bäume und Sträucher, die die Ebene belebten und meinen Zeichnungen eine schöne Staffirung gaben. Gewiß war diese Zeichnerlei nichts weiter als ein kindisch-werthloses Spiel; doch wie die dämmernde Ferne mit poetischer Zauberwelt auf mein sehnsüchtiges Knabengemüth einwirkte und ich in dem verschwommenen Spiel der Duftlinien allerlei Wunder und Geheimnisse ahnte, so gewannen auch meine Zeichnungen für mich eine Bedeutung, als sei meine ganze Seele in ihnen verkörpert; ich hütete sie als kostbare Schätze, die mir ein nie versiegender Quell der reinsten Freude waren; ich arbeitete unverbrossen an einem Bilde, bis ich mir einbildete, daß es vortrefflich gelungen sei, und ich gewährte nur solchen Knaben Einblick in meine Sammlung, von denen ich annahm, daß sie wirkliches Verständniß dafür besaßen.

Einst sprach ich zum Sohne des Dominialschäfers von einer Landschaft, die ich gezeichnet hatte, und er nahm mir das Versprechen ab, das Bild am nächsten Tage mit in die Schule zu bringen. Das Bild befand sich in meinem Zeichenheft, und so mußte ich das ganze Heft mitnehmen. Vor Beginn der Schulstunde gab ich dem Schäferjungen das mir äußerst werthvolle blaue Büchlein und legte ihm dringend ans Herz, keinem der Kinder die Bilder zu zeigen. Bald darauf erschien unvermuthet der Herr Pfarrer, um uns in der Religion zu prüfen. Kaum hatte er den Unterricht begonnen, so fragte er den Schäferjungen, was er unter der Bank für ein Spielzeug habe. Mein Freund hielt das blaue Buch empor; der Pfarrer entriß es ihm, durchblätterte es und fragte, wem es gehöre und wer es mitgebracht habe. Mein Name wurde genannt; der Pfarrer kam auf mich zugestürzt, schlug mich zuerst mit dem Buche, dann mit der Faust auf Kopf und Rücken, und dann zerriß er mein Buch in kleine Stücke. „Hier hast Du Deine Siebensachen, Du Erzwich!“ schrie er und schleuderte mir die Papiersegen ins Gesicht.

Er schimpfte noch lange weiter, schlug auch noch einige Male nach mir, sagte, ich solle lieber den Katechismus lernen, als solche nichtsnutzige Sachen

treiben, und kündete mir schwere Strafen an. Zum ersten Male empfand ich ein Gefühl der Verachtung für ihn, und der Gedanke durchzuckte mich, daß das kein Vertreter Gottes sein könne. Ich weinte nicht und klagte nicht; ich hatte das Beste meines Besitzes verloren, mein größtes Erdenglück war vernichtet, doch ich bezwang meinen Schmerz und gab dem Troste, dem Stolze Raum. Ich fühlte, daß ich einen jener Menschen vor mir hatte, die in den Büchern als Barbaren bezeichnet wurden, und ich wunderte mich nur, wie ein Mensch so roh und kunstfeindlich sein konnte, die schönen Bilder zu zerreißen. Wenn ich Pfarrer wäre, sagte ich mir im Stillen, so würde ich einen Jungen, der solche Bilder zeichnen kann, bewundern und loben und mich an den Zeichnungen erfreuen.

Meine große Frömmigkeit erlitt durch diese Vorgänge nicht die mindeste Einbuße, wohl aber mein Verhältniß zur Kirche. Der freudige Gebeteifer, mit dem ich sonst das Haus Gottes aufgesucht hatte, war dahin; nur noch mit Zagen und Widerwillen und dem Zwange gehorchend, betrat ich es, und sobald ich den Pfarrer erblickte, konnte ich mich nicht enthalten, den heiligen Raum durch unheilige Gedanken zu entweihen.

Selten nur kam ich mit dem Manne in persönliche Berührung, da zumeist der Herr Kaplan in der Schule die Christenlehre hielt; dennoch übte er fortan durch allerlei Handlungen einen mächtigen Einfluß auf mein Gemüthsleben. Einmal hörte ich meinen Vater klagen, daß der Herr Pfarrer den armen Leuten die Ackerpacht nicht auf einen Tag stunde, sondern sogleich mit Pfändung drohe, wenn das Pachtgeld nicht zur bestimmten Stunde auf den Tisch gezahlt werde. Mein Vater fügte kopfschüttelnd hinzu, von einem Pfarrer sollte man doch mehr Barmherzigkeit erwarten, zumal er der reichste Mensch im Dorfe sei; da sei der geizige Staupe-Bauer noch nachsichtiger gegen arme Leute. Dessen erzählten die Leute im Dorfe, daß der Pfarrer bei Begräbnissen armer Personen sich das Geld im Voraus zahlen lasse, und daß er dieser oder jener mittellosen Wittwe, die ihren Gatten begraben wollte, grob gekommen sei, weil sie ihn um gütige Stundung der Begräbnisgebühr gebeten hatte. Einige dieser Fälle,

in denen er erklärt hatte, die Liche komme nicht eher unter die Erde, bis die Kosten bezahlt seien, empörten mich gewaltig.

Zu einer finsternen Nacht wurde unsere Dachleiter, die im Garten langhin am Schuppen hing, gestohlen. Tags darauf erfuhren wir, daß im Pfarrhause ein Einbruch verübt worden und eine Menge Speck und Rauchfleisch gestohlen worden sei. Die Diebe, so wurde erzählt, seien auf einer Leiter in die Dachkammer gelangt. Das veranlaßte den Vater, auf den Pfarrhof zu gehen, um zu erforschen, ob vielleicht unsere Leiter beim Diebstahl benutzt worden sei. Er kam ganz verstört nach Haus und sah so unglücklich aus, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte. Sein Antlitz war ganz verändert, und meinen wachsamem Augen entging es nicht, daß er weinte, jedoch die Thränen zu verbergen suchte, und daß er krampfhaft gegen einen großen Born ankämpfte, der seine Seele in ihren Tiefen aufgewühlt hatte. Er führte mit der Mutter ein leises Gespräch, dann weinte sie gleichfalls, und auch ihre schönen Züge trugen die Zeichen eines mächtigen Unwillens. Ich wußte nicht, was geschehen war, und erst, als ein Nachbar zum Besuch kam und der Vater ihm halbblaut die Geschichte seines Unglücks erzählte, errieth ich lauschend den Zusammenhang. Der Pfarrer hatte erklärt, der Eigentümer der Leiter sei auch der Spitzbube; er gäbe die Leiter nicht heraus, sondern werde dem Gericht überlassen, über sie zu verfügen. . . . Ein paar Tage darauf wurden die Diebe ermittelt.

Diese unerhörte Beleidigung meines Vaters versetzte mich in einen Zustand ohnmächtiger Wuth. Ich fiel nun gänzlich aus meiner frommen Rolle, und es wäre mir auch bei allem guten Willen unmöglich gewesen, diesen Feind zu lieben. Vielmehr ersann ich die fürchterlichsten Rachepläne, und da ich in Wirklichkeit keinen einzigen auszuführen vermochte, entschädigte ich mich dadurch, daß ich sie in der Phantasie der Reihe nach allesammt ausführte. Ich weidete mich an den Qualen meines Opfers; seine Schmerzensschreie klangen mir wie liebliche Musik, und schreckliches Flehen um Gnade gewährte mir eine teuflische Genugthuung. Schließlich aber ließ ich während jeder dieser Prozeduren Gnade walten. Bevor meine Hentesknechte zum Neubersten schritten, gebot ich ihrem Thun Einhalt, ließ meinen Gefangenen frei und ermahnte ihn, ein bußfertiges Leben zu führen. Das hinderte aber nicht, daß er am nächsten Tage, wenn meine Rachegelehrigkeit wieder zum Sieden kam, abermals herhalten und noch schlimmere Strafen erdulden mußte.

Das war meine Rache, und sie befriedigte mich vollaus. Er ahnte nichts von den Schrecknissen, von den blutigen Foliierungen, von all den Demüthigungen, die er tagtäglich zu erdulden hatte, und ich, sein fürchtbarer Richter, habe ihm in der Wirklichkeit niemals meinen Unmuth und meinen Haß gezeigt.

Als Diener Gottes vermochte ich ihn nicht mehr anzuerkennen, und einzig seiner Person kann ich zuschreiben, daß schon frühzeitig jene starke Abneigung gegen den Kirchenbesuch in mir erwachte, unter der ich später sehr schwer zu leiden hatte. Mit dem lieben Gott schloß ich damals eine Art heimlichen Vertrag. Ich sagte ihm, daß ich in die Kirche nur deshalb ging, weil ich von den Eltern und vom Herrn Lehrer dazu gezwungen wurde, daß ich aber dort nicht beten werde. Dagegen gelobte ich ihm, recht fleißig an allen andern Orten zu ihm zu beten, und hielt dieses Gelöbniß. Sonntags, und immer wenn ich sonst Zeit fand, rannte ich hinaus zu einer kleinen Feldkapelle, die von schattigen Linden umstanden war, kniete an der Gitterthür nieder und verlebte dort in brünstigem Gebete mit Gott und den Heiligen die reinsten und schönsten Stunden meines Lebens. Ich fühlte deutlich die Nähe Gottes und ahnte seine Herrlichkeit, und immer, wenn ich fortging, war mir das Herz voll der süßesten und wunderbarsten Geheimnisse, und ich sagte mir, daß ich glücklicher sei, als der König.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Sonntag.

Das war der Tag, an dem mir der Schuster das ihm geliehene Geld zurückzahlen wollte. Auch war ich von ihm zum Abendessen eingeladen; hatte er doch am Sonntag vorher gesagt: Heute zahlst Du, über acht Tage ich!

Irgendwo im Felde hoffte ich ihn zu treffen. Schade nur, daß wir nicht Ort und Stunde vereinbart hatten!

Um ihn nicht zu verfehlen, umging ich die Stadt in weitem Bogen und wählte Pfade, die einen Ausblick über das Gelände gestatteten. In der Ferne sah ich an Saaten und Wiesen entlang einen Mann ziehen; er blieb ab und zu stehen und hielt Umschau. Mein Herz frohlockte.

Also dort drüben sucht er mich! Das hätte ich mir denken können. Da er mich am Sonntag zuvor jenseits der Stadt getroffen hatte, nahm er an, daß ich nun der Abwechslung halber diesseits umherstreifen würde. Wie klug und schön das gedacht war!

Er blickte suchend umher, sah mich also noch nicht. Ich schwang zuerst den Hut, dann das Taschentuch, bis er aufmerksam wurde. Weshalb erwiderte er den Gruß nicht? Sollte ich mich geirrt haben und einem fremden Menschen zuwinken? Nein — ich hatte richtig geschaut; ich erkannte ihn genau an der kleinen, breiten Gestalt, an dem hohen Hute, an seiner ruhigen Haltung. So ruhig und kalt hatte er sich auch bei unserer ersten Begegnung gezeigt. Kein Wunder, daß er nicht auch den Hut oder das Taschentuch schwenkte!

Da sein Weg hinüberführte, wagte ich mich auf einen schmalen, hoch mit Gras bewachsenen Rain. Zum Glück war außer meinem Freunde kein Mensch zu schauen, und so konnte das Unrecht, das ich durch das Niedertreten des prächtigen Grases und so manchen Saathalmes beging, nicht gerügt werden. Der Rain mündete in einen noch schmälern Cuerrain, und zwischen dem Schuster und mir lagen weite, unwegsame Fruchtfelder, die ich nicht zu durchwatzen wagte. Also galt es, neue Pfade zu finden. Die Reise war beschwerlich, und ich war nicht Barbar genug, um gleichgültig zu bleiben bei dem Schaden, den meine Füße anrichteten. Mit allen Kräften suchte ich vorwärts zu kommen, um das Unheil abzukürzen, und außerdem fürchtete ich in Angstbeklemmung, daß ich einem der Feldeigentümer in die Arme laufen könne. Trotz Furcht und Schmerz aber mußte ich mich schließlich zu Schritten entschließen, die noch viel verwerflicher waren. Mein Weg führte hinüber zu meinem Freunde; wäre ich immer geradeaus gerannt, so hätte ich schließlich die Stadt erreicht und den Schuster aus den Augen verloren; das durfte nicht sein; zu viel stand für mich auf dem Spiele. Da sprang ich endlich mit verbrecherischer Entschlossenheit in das Saatfeld und stürmte, in dem schwellenden Grün eine häßliche Bahn ziehend, quer hindurch. An einem Kartoffelacker angelangt, duckte ich unwillkürlich nieder und lugte vorsichtig in der Runde umher, wie ein entsprungener Mörder, der in Todesfurcht vor den Häschern lebt.

Nirgend's Gefahr — drum vorwärts! Den Kartoffeln, deren erste Blätter aus dem Boden hervorlugten, that ich nicht viel Leides an; dann aber kam wieder ein Saatfeld. Durch nur durch! Es mußte sein! Vielleicht war der Bauer ein reicher Mann; was kams bei ihm drauf an, ob er eine Mege Korn mehr oder weniger androsch! Sünde freilich blieb es immerhin, das Niedertreten der köstlichen Brotrucht.

Noch immer keine Gefahr. Da und dort zogen Leute, aber sie waren so weit entfernt, daß sie mein sträfliches Thun nicht beobachten konnten. Jetzt noch etwa hundert Schritt durch das junge Getreide, dann kam vielleicht ein Weg. . . Ich rannte in gebückter Haltung, mit schuldbeuugter Seele und heftig pochendem Herzen, und plötzlich — ein Schreck, daß mir das Blut in den Adern erkaltete — flogen purrend und mit greulichen Geschrei ein Paar Rebhühner vor mir auf. Ich war wie gelähmt und mußte einige Augenblicke lang niederducken, um mich zu erholen. Glendes Vogelzeug!

Da wären wir endlich! Gott sei Dank! Die Saaten sind übersprungen. Ich raste am Rande eines Wassergrabens, von einem Erlenstrang geschützt, und musterte das Terrän. Der Schuster steht drüben an einem Feldwege und wartet. Er hat sich hinter einen Weidenbusch gestellt; nur sein hoher Hut ist sichtbar. Eine breite Wiese noch trennt mich von ihm. Doch ach! keine Fußspur führt hinüber. Möglich, daß ich eine finde, wenn ich beharrlich am Graben entlang gehe. Oder ob ich über die Wiese renne? Dem Grafe schadet es nicht so sehr, wenn man hindurchläuft; es wird ja doch bald gemäht. Der edle Freund, der seine Schuld an mich abtragen wollte, hat schon so lange warten müssen; weshalb soll ich ihn noch länger warten lassen!

Ich wate darauf los. Der Boden ist feucht, und das mit der herrlichsten Blumenpracht durchwirkte dicke Gras ragt mir weit über die Kniee. Nur langsam komme ich vorwärts. Auf einmal gewahre ich einen Mann, der an einem Hügelgelände emporgekommen ist und der auch mich erblickt hat. Ich beschleunige meine Schritte und suche das böse Gewissen durch den Gedanken zu beschwichtigen, daß mir der Mann nichts anhaben kann, da wir ja Zwei gegen Einen sind, denn ich zweifle nicht, daß der Schuster sogleich meine Partei ergreifen und mich beschützen wird.

Nun liegt der größte Theil der Wiese hinter mir; leuchend rufe ich dem Schuster ein „Guten Tag!“ zu. Er tritt hinter dem Gebüsch hervor, tritt dicht an den Rand der Wiese und hebt mit unzweideutiger Geberde seinen Stod. Ich stutze, erschrecke, und wie Schwindel überkommt es mich, denn der Mensch, der da wenige Schritte vor mir steht und dem meine gefahrvolle Reise durch das Saatfeld galt, hat mit dem Schuster auch nicht die leiseste Ähnlichkeit; er ist ein Bauer; stramm und sehnig von Gestalt, mit Fäusten von unheimlicher Größe, und mit Augen, die nichts Gutes verheißten. Er sieht mich mit dem Blick eines zornigen Tragers an, und ich weiß nicht, was ich thun und sagen soll; ich fürchte mich, noch einen Schritt vorwärts zu thun, und zaudere, zurückzweichen; ich stehe da, wie ein schmachbedeckter Sünder vor dem Blicke des Gerechten.

Jetzt ertönt seine Stimme; er schreit mir herbe Fluch- und Scheltworte zu und fragt, wie ich dazu komme, durch Getreide und Gras zu laufen. Der andere Mann ist nahe heran gekommen und macht den Vorschlag, mich einzufangen und zur Polizei zu führen. Fast gleichzeitig kommen Beide auf mich zugesprungen; ich aber fühle, wie der Baum sich löst, wie die Angst meinen Füßen Flugkraft verleiht — ich wende mich und renne schräg über die Wiese hinweg und am Graben entlang. Ich renne, wie ich nie zuvor im Leben gerannt bin; ich stürze, raffe mich rasch auf, höre dicht hinter mir das Fluchen und Schelten der Verfolger, und jeden Augenblick fürcht' ich, daß sie mich ergreifen. Der Graben macht eine scharfe Krümmung und — o Himmel! — ich sehe, wie der eine der Männer schräg hinüberläuft, um mir die Flucht abzuschneiden. Ich bin verloren, wenn ich den Graben nicht verlaße; nur die Flucht ins Saatfeld kann mich vielleicht retten. „Laufe, laufe, so schnell du kannst!“ ertönt es in mir; „wenn sie dich erwischen, schlagen sie dich halbtodt und treiben dich dann in die Stadt. Durch die Barbarastrafe, in der du wohnst und in der dich die Leute bereits kennen, gehst auf den Markt ins Polizeiamt. Der Bürgermeister läßt dich einsperren; der Meister erfährt den Schimpf, und Knall und Fall wirst du fortgejagt. Laufe, laufe, sonst ist es vorbei mit dir!“

Da giebt es kein Zagen und Bögern — hinein in das junge Getreide! Hinein und vorwärts! Nach meinen Feinden brauche ich mich nicht umzuschauen; ich kenne die Entfernung, die mich von ihnen trennt; sie verrathen sie durch ihr Fluchen und Drohen.

Der Athem versagt mir; die Kräfte schwinden; nur die Angst, die gräßliche Angst hält mich noch aufrecht. Das erste Feld ist übersprungen, das zweite auch bald, dann noch ein drittes, und ich muß den Weg erreicht haben. Der Weg — dort

ist der Weg! — aber dort kommen Leute gegangen. Ihr Heiligen alle im Himmel, steh! mir bei! Auf den Weg darf ich nicht, sonst halten mich die Spaziergänger auf; ich muß im Felde bleiben. In einer Furche, die den Rain begrenzt, rase ich feuchend dahin, und jetzt — o Wonne! — gewahre ich, daß ich einen großen Vorsprung gewonnen habe. Meine Widersacher sind jenseits des Ackerstückes zurückgeblieben; sie scheuen sich vielleicht, die Saat zu zertreten; doch ich höre, wie Einer mir zuschreit, daß ich ihn nicht entgehen werde. Ich breche zusammen — ich kann nicht weiter. Aber ich muß, ich muß, denn schon kommen sie auf mich zu! Weiter, nur weiter! lieber sterben, als den beiden Wütherichen in die Hände fallen! . . . Nach Sekunden langer Rast stürze ich wieder vorwärts — und endlich gelange ich an eine Furche, die hinüber an den Weg führt. Ich benutze sie aufs Gerathewohl; ich erreiche zwar nicht den Weg, auf den ich zu gelangen dachte, wohl aber einen Wiesenpfad, der hinab in die Stadt führt. Die Spaziergänger bleiben stehen; sie haben sicherlich bemerkt, daß ich verfolgt werde, und sie schließen sich vielleicht der Jagd an. Jetzt kommt ein Gebüsch, das schützt mich vor den Augen der Feinde; dann gerathe ich an einen eingezäunten Gemüsegarten. Im Schutze des hohen Bretterzaunes renne ich nun, den Weg verlassend, selbst, um ein Versteck zu suchen. Am Ende des langen Gartens ist ein ausgetrockneter Graben, stellenweis mit dichtem Brombeer- und Schlehengesträuch bewachsen. Im Schutze des Grabens sink ich nieder und kriechen, der Dornen nicht achtend, unter eine der Hecken. Dort liege ich regungslos und zum Tode erschöpft . . . Jetzt komme, was wolle . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lump.

Von G. Zimmermann-Hirschfeld.

Er war wirklich ein Lump, der Alte, den ich auf dem Gute sich herumdrücken sah — so erzählte der Doktor — und die Herrschaft hatte gewiß ihre Plage mit ihm; denn arbeiten mochte er nicht gern, und mochte er stecken wo er wollte, sobald ein Wagen vor das Wohnhaus rollte, war er gewiß da, um die Pferde den Ankommenen zu halten und dafür ein Trinkgeld einzukassiren, das, so gewiß zweimal zwei vier ist, ebenso gewiß in den nächsten fünf Minuten den Weg aller Trinkgelder ging, die Philipp einkassirte — den Weg in die Schnapskneipe.

Daß der alte Philipp ein Lump sei, erzählte mir der Gutsherr gleich am zweiten Tage meines Aufenthaltes auf seinem Grund und Boden, und zwar, nachdem er von mir dabei betroffen worden war, wie er dem Alten mit seinem Gestocke den Rücken zerbläute.

Daß der Herr gern zum Stocke griff, das heißt nur denjenigen seiner Arbeiter gegenüber, die sich das gefallen ließen, das hatte ich in der Folge noch mehrmals zu beobachten Gelegenheit, denn meine Anwesenheit genirte ihn schließlich in der Anwendung dieses „Erziehungsmittels“ nicht mehr; aber beim ersten Male schien er sich doch vor dem neuen Hauslehrer ein wenig geschämt zu haben, und deshalb wohl setzte er an jenem zweiten Abend meines Aufenthaltes auf dem Gute mir recht weit-schweifig auseinander, daß der alte Philipp ein Lump sei, der nicht das Futter verdiene.

„Nicht nur, daß der Kerl nichts arbeitet, daß er meine Gäste belästigt und ihnen Trinkgelder abnimmt; heut ist er zum zweiten Male schon in den Keller gegangen, hat ein Häßchen mit Krümmel angebohrt und Schnaps in ziemlicher Menge gestohlen; vor dem Kerl ist rein garnichts mehr sicher.“

Das wußte ich nunmehr, daß Philipp ein unverbesserlicher Faulpelz und Säufer, kurz, daß er ein Lump war, nicht werth, von der Sonne beschienen zu werden, und doch interessirte mich der Alte.

Er war eine eigenthümliche Erscheinung; wenn er so im November über den Hof und durch den Nebel schritt, kam er mir vor wie der fleischgewordene Nebelgeist. Verwittertes, fahles und blutleeres Antlitz, umrahmt von schmutziggrotem, struppigem und ungekämmtem Haupt- und Barthaar. Die Gestalt hoch, hager, edlig; ein abgetragener, schäbiger Kittel um die schlotternden Glieder; unter all den kräftigen und frischen Gestalten auf dem Hofe mußte der Alte auffallen.

Wer war der Alte; wie war er das geworden, als was er sich jetzt präsentirte? Und wenn er ein durch den Trunk heruntergekommener Arbeiter war, warum hatte ihn der Gutsherr, der doch sonst gerade kein Gemüths Mensch war, nicht längst schon gehen heißen? Sagte er sonst doch oft der geringsten Veranlassung wegen die besten Arbeiter oder Knechte aus dem Dienste? All das waren Fragen, die mich seit jenem Tage, an dem ich den Alten zum ersten Male gesehen hatte, lebhaft beschäftigten, und ich suchte vergebens nach einer Antwort auf dieselben.

Erst nach einigen Wochen — es war das Weihnachtsfest schon vorüber, und ich hatte mich in meinem neuen Heim so ziemlich eingelebt — wurde mir einige Aufklärung durch den ersten Inspektor des Gutes, einen trenherzigen, biederer Menschen, der ein warmes Herz für seine Arbeiter hatte und der, soweit es ihm möglich war, gern ihnen Erleichterungen und Annehmlichkeiten zukommen ließ.

„Ach, der Alte,“ antwortete er auf meine Frage, die ich that, als wir gemütlich bei einer Pfeife Tabak und einem steifen Grog an einem kalten Januarabend in meinem gut durchwärmten Zimmer saßen, „nun, mit dem hat das so eine eigene Bewandniß. Die Leute sagen, er wäre nicht ganz richtig hier oben,“ — und dabei tippte der Erzähler mit dem Finger gegen seine Stirn — „doch ich sage: Er spricht sehr vernünftig, und im Uebrigen ist er auch ganz harmlos. Nur wenn er Einen getrunken hat, dann plaudert er allerhand dummes Zeug, trägt den Leuten Gebichte vor und erzählt von seiner Geliebten, der Opernsängerin in Hannover. Er ist ein Verwandter des jetzigen Besitzers, nicht blutsverwandt, aber verwandt durch Verschwägerung.“

„Der Vater dieses Lezieren hat vor Jahren in das Gut hinein geheiratet; er nahm des verstorbenen Besitzers Frau zur Ehe, und jener drittletzte Eigenthümer des Hofes war der leibliche Bruder des Alten. Vor Jahren soll dieser ein flotter Dragoneroffizier gewesen sein — was ihn soweit herunter gebracht hat — man munkelt zwar so Allerlei, aber . . . wer kanns wissen,“ so schloß mein Gegenüber, „Gerüchte sind nur Gerüchte.“

„Uebrigens,“ setzte der Erzähler hinzu, „wenn Sie sich für den alten Philipp interessiren, ihn näher kennen lernen wollen, geben Sie ihm nur dann und wann einen Groschen für Schnaps. Er ist zwar sehr verschwiegen, thut immer, als verberge er etwas; aber mit der Zeit dürfte er zugänglich werden.“

Das, was ich gehört hatte, reizte meine Neugier weit mehr, als es sie befriedigte. Ein bis in den tiefsten Abgrund geschleudertes Offizier, der Sproß einer wohlhabenden Familie . . . dazu geheimnißvolle Geschichten, ganz entschieden mußte ich dahinter kommen.

Dann und wann wanderte von nun ab ein Nickel aus meiner Hand in die des Alten, und von da ging das Geldstück in den Besitz der Brauntweinschänke über; aber eine ganze Anzahl meiner Nickel hatte schon diese Reise gemacht und der gewünschte Erfolg war noch immer ausgeblieben.

Da sollte ein Zufall mir zu Hülfe kommen.

An einem Sonntagnachmittag ging ich über den Hof ins Feld hinaus, und als ich an den Pferde-ställen vorüberkam, wurde ich Zeuge eines lebhaft geführten Wortstreites. Der Alte war mit dem jüngsten Pferdebnecht, einem Burschen von siebzehn Jahren, eines Pferdes wegen in Differenzen gekommen, der Junge war mit der Zeit hitzig geworden, und nun pfiß er ganz so, wie er es aus dem Munde des Gutsherrn wohl vernommen haben mochte, der den Alten nie anders als mit „Säufer“, „alter Lump“ ansprach, selbst noch unflätigere Schimpfworte ihm gegenüber anwandte.

Ich trat in den Stall und verwies dem Burschen seine Sprache; die schied sich nicht einem alten Manne gegenüber, sagte ich so ungefähr, und wenn ihm weiter von dem Alten etwas gesagt würde, so müßte er dem Gehör geben, denn der habe mehr gelernt als er. Der junge Bursche drückte sich darauf verlegen hinweg; aber der Alte widmete mir seit der Zeit eine Art Achtung und Freundschaft, die sich sehr oft und auf die mannigfachste Weise bekundete.

So wollte er vor Allem von mir nicht schlecht beurtheilt sein, und dann suchte er mir auch zu zeigen, daß er wirklich etwas gelernt hätte.

An einem Nachmittage — die Herrschaften waren nicht zu Hause, und ich saß im Salon am Klavier und spielte — öffnete sich leise die Thür, und auf Strümpfen trat ein — der alte Philipp.

Er hörte eine Weile zu, trat dann näher, und als ich eine Pause machte, meinte er:

„Hab ich auch 'n mal gekonnt; ging ganz flott; aber jetzt sind die Beine steif und die Finger krumm.“

„Glauben wohl nicht, junger Herr?“ fuhr er fort, als ich darauf ihn verwundert ansah, „meinen wohl, wäre immer so'n Lump gewesen, he? Der da“ — er wies dabei mit einer Geberde der Veringschätzung nach der Richtung, in der das Zimmer des Gutsherrn lag, „der hält mich wie'n Lump; aber hat doch Angst vor mir, weiß wohl warum . . . Möchten das auch wohl wissen, he? . . . Na, lustige Geschichte . . .“

Mit einem lauernden Blicke sah er mich an; ich that, als hätte ich nichts gehört, sondern erhob mich und bat ihn, einmal das Instrument zu proben.

Der Alte lachte spöttisch, setzte sich dann an den Flügel und griff ein paar Akkorde.

„O moll, Oktavlage, . . . stimmt? . . . He?“ Dabei sah er mich neugierig an.

„A dur, Septimenakkord, Terzlage . . . F dur, Quintlage . . .“ und so griff er weiter noch einige Akkorde, immer sie benennend, bis er dann plötzlich aufstand, mich mißtrauisch ansah und fragte:

„Wer das Alles 'n mal gelernt hat und noch mehr und nun so wie ich dastehst, das muß doch 'n Lump sein, he? . . . 'n großer Lump?“ . . .

„Das muß nicht gerade immer der Fall sein,“ antwortete ich.

„Aber wenn er noch Geld gehabt hat, ziemlich viel Geld, und das Alles durchgebracht?“

„Ja, da können immer noch Verhältnisse ob-waltes haben, können Vorkommnisse eingetreten sein . . . Die Verzweiflung an Allem macht viel . . .“

„Stimmt wohl . . . macht sehr viel,“ entgegnete der Alte nachdenklich, und dann versank er in längeres Schweigen.

„Und wenn ich Ihnen nun von solchen Vorkommnissen erzählen wollte,“ begann er nach einer Weile wieder, „wenn ich Ihnen so 'n Stück aus 'nem Menschenleben mittheilen wollte, das würden Sie wohl nicht für sich behalten, he? . . . Könnte schon interessant werden, und da würden Sie's weiter erzählen, was? . . .“

Ich wäre weder neugierig auf seine Geschichte noch schwachhaft, entgegnete ich.

„Aber dem da,“ — wieder zeigte er mit dem Daumen über die Schulter nach dem Zimmer des Gutsherrn — „würden Sie dem was erzählen, wenn er's gern wissen wollte?“

Aber ich hätte doch nicht die geringste Ursache, mich in Sachen zu mischen, die mich nichts angingen, sagte ich nun schon etwas ungeduldig.

„Einem möchte ich's wohl erzählen,“ fuhr der Alte fort, und mit einem schenen Seitenblick auf mich setzte er hinzu: „Und werden Sie auch Einem glauben, der im . . . im Gefängnisse gefessen hat?“

Der Doktor, der diese Geschichte einem Kreise von Hörern erzählte, sah sich nun lächelnd in der Runde um, und fuhr dann fort:

Damals, meine Herrschaften, war Jemand, der einmal im Gefängniß gefessen hatte, für mich noch ein Gezeichneteter, und Sie werden mir wohl glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß infolge dieser Eröffnung der alte Philipp ein ganz gehöriges Stück in meiner Achtung sank, aber die Neugier, seine Geschichte zu erfahren, zwang mir die nöthige Vorsicht

und Ruhe auf, und ich entgegnete dem mißtrauisch in meinen Jagen Vorstehenden:

„Auch einem Solchen werde ich unbedingt Glauben schenken, wenn er mir zeigt, daß er in der That Vertrauen verdient.“

„Und habe ich gesagt, daß ich Ihnen das nicht zeigen wollte, he?“ fragte nun eifrig der Alte, dessen Mißtrauen überwunden zu sein schien. „Will ich denn bloß erzählen und nichts beweisen? . . . Aber nicht hier,“ fuhr er fort, „das macht sich besser bei 'nem.“ . . . Er machte die Gebühr des Trunkens.

Durst hätte ich schon, war meine Antwort, und wenn ich beim Trinken Gesellschaft hätte, das wäre mir sehr recht; wenn ich ihn also einladen dürfte, er wäre mir hoch willkommen.

Wir gingen also aus dem Salon durch den Garten und schritten langsam und schweigend auf das Haus an der Chaussee zu, in dem ein früherer Arbeiter des Hofes gegen eine geringe Pachtsumme und die Verpflichtung, alljährlich während der Ernte nebst Frau dem Hofe vierzig Arbeitstage ohne Entgelt zur Verfügung zu stellen, Schnaps an die Arbeiter und Tagelöhner und Bier an daum und wann bei ihm eintreffende bessere Gäste verkaufen durfte.

Der Alte hatte sich aber dadurch vom Gute möglichst unabhängig zu machen gewußt, daß er vom Vater des gegenwärtigen Besitzers, der ein arger Verschwenker und darum stets in Geldnoth gewesen war, nach und nach einen ziemlichen Streifen Landes neben der Chaussee aufgekauft hatte, und wenn der Sohn ihn jetzt allzusehr drücken wollte, dann drohte er, aus dem Gutsgelände auszugehen und auf seinem eigenen Grund und Boden sich ein eigenes Haus zu bauen, eine Drohung, die, obwohl sie nicht gerade leicht ausführbar sein mochte, doch nie ganz ihre Wirkung verlor. Der Gutsherr konnte mit dem Manne wenigstens nicht so umspringen wie mit den anderen Leuten.

Der ehemalige Tagelöhner und jetzige Schankwirth begrüßte uns mit unverhohlenem Erstaunen in Blick und Stimme, und nachdem ich ihm ein Zimmer abgedrungen hatte, in dem ich mit dem alten Philipp ungestört sprechen konnte, kostete es mich mehrere Aufforderungen, ehe er sich entfernte.

Eine halbe Flasche Rum und Zucker hatte er uns auf den Tisch, eine Kanne voll kochenden Wassers auf die eiserne Ofenplatte gesetzt; ich mischte nun das Getränk, schlürfte aus meinem Glase und wartete ruhig ab, bis der Alte anfangen würde zu erzählen.

Mit zitternden Händen hielt der sein Glas, trank und trank, trank das erste Glas leer und zur Hälfte das zweite, dann erst ließ das Zittern seiner Hände und Arme nach, und nun setzte er sich in Positur und begann zu erzählen.

„Es ist eine ganze Reihe von Jahren her, junger Herr; ich war vielleicht so alt wie Sie und mein Bruder ein wenig älter, als wir Offiziere beim Regiment in der Residenz waren.“

Damals hatte Hannover noch seinen König, und in der Königsstadt lebte sich's ausgezeichnet. Vielleicht werden Sie's nicht glauben wollen, wenn ich Ihnen sage, daß wir stramme und flotte Kerls waren, er sowohl wie ich, und ich vielleicht noch mehr als er, trotz meines jetzigen Aussehens. Wir beiden Brüder waren bekannt und gern gesehen im Regiment und in der Stadt, und es gab keine größere Partie und keine erwähnenswerthe Gesellschaft, zu der wir nicht wären geladen worden.

Damals war's, als ich sie kennen lernte, die kleine Adèle . . ., die an der Oper kleine Gesangsparthen gab, und der eine ganz schöne Zukunft prophezeit wurde, eine Prophezeiung, die zwar nicht so eintraf, wie wohl die Wahrsager es gedacht haben mögen, die aber nach dem, was die kleine Adèle unter einer „schönen Zukunft“ verstanden haben mag, sich glänzend erfüllte, denn sie heirathete einige Jahre darauf einen reichen Spekulant, der nachher Bankier und mehrfacher Millionär geworden ist.

Als ich sie kennen lernte, war sie ein Mädchen von einundzwanzig Jahren, jung und schön wie ein junger Mittag, und sie sehen und lieben, das war bei mir eins. Was soll ich Ihnen erzählen, Herr, von ihrer Schönheit; ich will Ihnen ihre Photographie zeigen, und da mögen Sie selbst urtheilen.

Ob sie mich wieder liebte? Ich glaube es; denn ich war damals wirklich ein Mensch, der einem jungen Mädchen gefallen konnte, und so verlebten wir einige Monate des höchsten Glückes.

Aber haben Sie schon die Weiber kennen gelernt, he?“ wandte sich der Alte auf einmal in seiner alten Weise wieder an mich, „gerade die schönsten sind die gefährlichsten, die eitelsten, hohlsten. . . Glauben wohl nicht, he? . . . Werden's vielleicht auch noch kennen lernen und dann an den alten Philipp denken und seine Geschichte, he? Seine traurige Geschichte.“ . . .

Der Alte schwieg und vertiefte sich wieder in sein Glas. Er trank hastig und goß mehrmals Rum nach, ohne Wasser hinzuzufügen, und erst nach einer Weile fuhr er in der bei ihm ganz ungewohnten, ruhigen Weise von vornhin fort.

„Wir verlebten einen schönen Frühling und schöne Sommermonate; sie sind wohl zu schön gewesen, darum mußte das Glück ein so schreckliches Ende nehmen.“

Die Kleine, die sonst immer die Zärtlichkeit und Liebe selbst gewesen war, wurde auf einmal zerfrennt in meiner Gegenwart; meine glühenden Blicke und Briefe beantwortete sie entweder garnicht oder sehr kühl, wenn es geschah; meinen Liebeslügen, die sie sonst ungestüm gefordert hatte, suchte sie auszuweichen; mit Schrecken nahm ich wahr, daß ihre Liebe zu erkalten begann.

Ich forschte mit sieberhaftem Eifer nach dem Grunde; ich machte zuerst ihr Szenen, über die sie mich auslachte; aber mein einmal erwachter Argwohn ließ sich dadurch auf die Dauer nicht bannen.

Endlich wurde mir's zugezogen, auf Umwegen, gleichsam mir in's Ohr geflüstert: ich hätte einen Nebenbuhler! Einen sehr reichen und hochadeligen Nebenbuhler, einen Mann, neben dem ich als Bürgerlicher nicht bestehen konnte.

O, ich bekam auch seinen Namen zu erfahren; die adeligen Kameraden, die auf den überall gern gesehenen und mit Frauenhuld reichbeglückten Bürgerlichen schlecht zu sprechen waren, sorgten schon dafür.

In's Gesicht sagte mir's Keiner; den Muth hatten sie wohl nicht; aber ich erfuhr's so nebenbei, schluckweise wurde mir der bittere Trank in die Kehle gegossen!

Wer er war? Nun, mein Rittmeister war's, der Baron von M. . ., ein sehr reicher Magnat, angesehen beim Könige und bei Hofe; der war in mein Begehe eingebrochen.

Ich bin seit der Entdeckung um ihr Haus geschlichen, Abende und ganze Nächte, getroffen habe ich ihn nie. Und vielleicht war es auch gut so; denn, wer weiß, was dann geschehen wäre, wäre er mir geradezu aus ihrem Hause in die Finger gelaufen.

Aber er wußte, daß ich ihm anflauerte, und ich wußte, daß er mein Nebenbuhler war, und wir haßten uns. Wir sahen den Haß uns aus den Augen leuchten.

Wo er mir etwas anhaben konnte, da that er's, und wenn ich einen Dienstbefehl erhielt, der mich von der Stadt fernhielt oder eine Freiheitsstrafe, dann wußte ich, wo er während der Zeit war.

Die anderen Offiziere wußten von unserem Verhältnis, und sie spöttelten über den Bürgerlichen, der sich vermaß, dem hochgeborenen Grafen seine Kreuze zu stören. —

So war der Herbst gekommen; das Verhältnis war immer unerträglicher geworden; Adèle nahm meine Besuche nicht mehr an; sie schloß Krankheit vor; ich verzehrte mich in ohnmächtiger Wuth. Mehr als einmal hätte ich mich auf den Rittmeister stürzen und ihn mit den Händen erwürgen mögen.

An einem Abend, als mir wieder Stubenarrest zubüßt worden war, brach ich den Arrest; ich ging aus; ich wollte, mußte Gewißheit haben, mußte ihn treffen.

Daß ich ihn nicht traf, daran war mein Bruder schuld, der in meiner Wohnung gewesen war, und dann bleich und aufgeregert mich in allen Straßen und Gassen suchte. Vor dem Hause meiner früheren Geliebten fand er mich und zog mich mit sich fort, indem er beim Gehen nach und nach hastig hervor-

stieß, daß er Geld schaffen müßte binnen zweimal vierundzwanzig Stunden, viel Geld, 8000 Thaler.

Gespielt wurde damals in der Residenz nicht viel, auch nicht hoch, aber von Zeit zu Zeit kam doch so ein Glücksritter durchgereist, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Offiziere zu rupfen, die Söhne wohlhabender Eltern waren.

Meine Liebes- und Eifersuchtsgeheimnisse hatten mir nicht viel Zeit für diesen Sport übrig gelassen, und darum war ich glücklicher gewesen, als mein Bruder, der an einen angeblichen englischen Lord — in Wahrheit war der Bursche Hotelkellner in einem internationalen Padeorte gewesen — auf Ehrenwort an einem Abend 8000 Thaler verloren hatte, zu zahlen binnen dreimal vierundzwanzig Stunden.

Dazu hatte mein Bruder dem Burschen noch schriftlich bestätigt, daß er von ihm Darlehen im Betrage von 8000 Thalern empfangen hätte, die er auf Ehrenwort sich verpflichtete, zum bestimmten Termin — als Datum war der auf jenen Abend, von dem ich eben erzähle, zweitfolgende Tag angesetzt worden — zurückzahlen.

An ein Aufstreifen des Geldes in dieser Frist war kaum zu denken. Unser Gut war überschuldet, das wußten wir; denn der Vater war damals gerade im Begriffe, das Anwesen meinem Bruder zu übergeben, und bei den Verhandlungen darüber hatte die Finanzlage sich sehr klar herausgestellt.

Auf das Gut gab kein Mensch mehr 8000 Thaler, und hätte sich wirklich Jemand dazu bereit gefunden unter den erschwerendsten Bedingungen, dann war an ein Wiederaufbauen garnicht mehr zu denken, geschweige denn an die in Aussicht stehende günstige Verheirathung meines Bruders, auf die wir Alle unsere Hoffnungen setzten.

Der Vater der Braut, ein alter Fuchs, war so schon schwer dazu zu bewegen gewesen, seine Tochter dem überschuldeten Gutsbesitzer zu geben, dem bankrott würde er sein gegebenes Wort sofort getrocknet und die bereits vollzogene Verlobung wieder rückgängig gemacht haben. Und 8000 Thaler von einem Wucherer auf die Heirath hin sich geben lassen? Das war ein sehr verzweifelter Schritt und konnte unter Umständen nicht zum Abschluß der Auleihe, wohl aber zum Fehlschlagen der Heirathspläne führen.

Meinem Bruder Vorwürfe machen seines Leichtsinns wegen, das fiel mir garnicht ein; aber ich war außer mir vor Wuth. Zur Aufregung über mein unglückliches Liebesverhältnis gesellte sich die Aufregung über unsere Lage.

Ich sprach meinem Bruder Muth ein, ermahnte ihn, keine verzweifelten Schritte zu unternehmen, und bat ihn dringendst, am nächsten Tage gleich nach dem Dienst zu mir zu kommen, damit wir in vernünftiger Weise über die Regelung der Angelegenheit sprechen könnten.

Ich brachte dann meinen Bruder nach Haus, entließ seine Pistolen, ohne daß er's bemerkte, gab seinen Burschen den Auftrag, an der Thür des Schlafzimmers zu wachen und beim geringsten Geräusch einzudringen, auch möglichst alle Waffen aus demselben zu entfernen, und dann begab ich mich nach Haus.

Ich kann Ihnen versichern: Ich verbrachte eine fürchterliche Nacht. —

Daß ich den Arrest gebrochen hatte, das war natürlich bemerkt worden; aber das machte mir nur wenig; nur war ich am anderen Morgen während darüber, daß ich mein Vorhaben nicht ausgeführt und dem Rittmeister nicht anflauert hatte.

Als ich zum Dienst ging, nahm ich mir übrigens vor, so ruhig wie nur irgend möglich zu bleiben; denn daß es zu einem Zusammenstoß kommen mußte, das wußte ich.

Was ich aber nicht wußte, das war, wie weit die Bosheit des Herrn Grafen gehen würde, denn hätte ich das geahnt, so hätte ich mich auch vielleicht darauf vorbereitet und wäre ruhiger geblieben. Es ist oft so im Leben; man faßt die besten Vorsätze, und Alles wird schließlich durch etwas Unerwartetes vereitelt, etwas, das man nicht in Rechnung gezogen hat.

„Die Herren Offiziere,“ hieß es bei unserer Schwadron; wir sammelten uns um unseren Obristwachtmeister, und nun fuhr der auf mich los und hielt eine von hämischen Bemerkungen gespickte Strafrede, die er schloß: „Preßbrecher so viel wie Wort-

obwohl es in mir kochte, ob das Blut wie rasend mir durch die Adern jagte: nun aber, da meine Ehre angetastet wurde, da hielt's mich nicht länger; mir wurde schwarz vor den Augen, und ohne daß ich wollte, hatte ich die Hand am Degenriff, das

Erinnerung an die früheren Tage; unter dem Einflusse des genossenen starken Getränkes hatte das nervöse Zittern, das sonst die ganze Gestalt erschütterte, nachgelassen. Er fuhr fort:

„Natürlich fiel man mir sofort in den Arm,



Hasenschule. Von J. Jimenez

brüchiger. Freilich, Herumdücken vor Häusern, wo man nichts zu suchen hat, scheint bei den bürgerlichen Herren vorhalten des Ehrenworts zu gehen — —“

Bis dahin hatte ich geschwiegen, hatte die Zähne zusammengepreßt und nicht sehen wollen, wie die adeligen Kameraden mich mit spöttischen Blicken betrachteten, hatte mich mit Gewalt niedergehalten,

Eisen fuhr heraus, und mit dem heiseren Wuthschrei: „Zieh, Schust, zieh!“ drang ich auf ihn ein.“

Wieder hielt der Alte inne, goß mit zitternder Hand den letzten Rest Plum in sein Glas, das er hastig leertrauf.

Seine Wangen waren jetzt voller geworden und waren lebhaft geröthet; die Augen bligten in der

und ich weiß nicht, gab ich selber den Degen ab oder wurde ich entwaffnet — doch das thut wohl nichts zur Sache. Gleich darauf stand ich auch vor dem Regimentskommandeur, der vorläufig meine Gast in meiner Privatwohnung anordnete und die strengste Ueberwachung befahl: Ich war mit meiner militärischen Carrière fertig.

Das wurde mir erst nach und nach klar, und dann fiel mir auch sofort mein Bruder ein. Ich nicht allein, er sollte mit verloren sein? Nein, das ging nicht, ging auf keinen Fall; es war genug, wenn Einer zum Opfer fiel. Aber wie das eine Opfer unmöglich machen, wie? . . .

Ja, wenn ich nun auch das Geld verloren hätte; ich Jenem den Schein gegeben und mein Ehrenwort? Aber meines Bruders Name stand da, der war nicht wegzubringen; wie war da zu helfen? . . . Ja, dann mußte ich ihn schon — gefälscht haben.
(Fortsetzung folgt.)



Die Entwicklung der Theorien und die Namengebung in der Chemie.

Von S. Vogel.

Die Chemie ist heute ein so bedeutender Faktor in unseren wirtschaftlichen und industriellen Verhältnissen, daß man dem Fortschritt der menschlichen Kultur im neunzehnten Jahrhundert nicht mit Verständnis folgen kann, wenn man sich von dieser Wissenschaft nicht einen gewissen Ueberblick angeeignet hat. Aber Mancher möchte wohl gern auch etwas von dieser Chemie verstehen, doch hat er gehört, daß in derselben immer neue Theorien und Formeln aufkommen, von denen eine der anderen widersprechen soll; andererseits stößt man auf chemische Namen, mit denen man sich die Zunge zerbrechen könnte, wie jetzt wieder bei dem neu vorgeschlagenen Denaturationsmittel für Margarine: Dimethylamidoazobenzol. Man weiß nicht, auf welche Silbe man da den Ton legen soll und steht lieber von dem Versuche ab, sich davon einen Begriff zu machen. Indes, wie mit vielen anderen Dingen, ist es auch hier nicht so schlimm, wenn man es nur beim richtigen Ende anfängt; und wenn man sich dann einigermaßen damit vertraut gemacht hat, muß man gesehen, daß es kaum wieder ein so geistreich und kunstvoll aufgebautes System der Benennungen giebt, wie das der Chemiker.

Wenn die Chemiker von alten und neuen Theorien sprechen, so stellen sie diese nicht in Gegensatz zueinander, denn die sogenannten modernen chemischen Theorien fußen auf den älteren und sind nur vervollständigungen derselben, ebensowenig wie ein Gegensatz zwischen der Theorie Fouriers und der von Karl Marx besteht, letztere vielmehr nur eine Klärung und Weiterführung der Ideen des Ersteren ist. Nichts ist daher besser geeignet, über diese scheinbaren Widersprüche aufzuklären, als ein Blick auf die geschichtliche Entwicklung der wissenschaftlichen Chemie. Unmerklich macht man dann selbst die Entwicklung derselben mit und kommt schließlich ebenfalls auf den modernen Standpunkt. Dabei kann man sich freilich nicht auf Einzelheiten einlassen, sondern darf nur die Summe des Geschehenen jeder Periode und das Motiv derselben betrachten.

Als sich die Chemie auf die Grundlage jeder exakten Wissenschaft stellte, auf die Theorie von der Existenz der Atome, als kleinster, untheilbarer Theilchen der Körper, fand man, daß sich eine chemische Verbindung verschiedener Urstoffe oder Elemente dadurch von einem Gemenge derselben unterscheidet, daß die Eigenschaften der chemischen Verbindung nicht mehr den Eigenschaften der Elemente entspricht — Quecksilberoxyd, eine Verbindung von Quecksilber mit Sauerstoff, ist ein rothes Pulver, während Sauerstoff ein farbloses Gas und Quecksilber ein flüssiges Metall ist —, und daß, wie der englische Chemiker John Dalton 1803 zuerst erkannte, die Elemente in den chemischen Verbindungen nicht wie in mechanischen Gemengen in jedem beliebigen Verhältniß enthalten sein können, sondern nur in ganz bestimmten. So fand er, daß Quecksilberoxyd stets aus 8 Gewichtstheilen Sauerstoff und 100 Gewichtstheilen Quecksilber besteht. Es mußten also in den chemischen Verbindungen die einzelnen Atome so eng aneinander gelegt oder getettet sein, daß diese

Verkettung nicht auf mechanischem Wege aufgehoben werden kann; ferner können diese Verbindungen sich nur bilden, wenn die verschiedenen Elemente in einem bestimmten Verhältniß darin zu Gruppen sich vereinigen. Diese kleinsten Gruppen von Elementen nannte man Moleküle, während man die kleinsten Theilchen der Elemente, die in diese Gruppen treten können, Atome nannte, Begriffe, an denen die Chemie auch heute noch festhält. Die verschiedenen Elemente bezeichnen die Chemiker — auch zum leichteren Verständniß in den verschiedenen Sprachen — durch bestimmte Buchstaben, und als man die Gewichtsverhältnisse feststellte, in denen dieselben Verbindungen untereinander eingehen, bezeichnete man nach dem Vorschlage von Berzelius mit diesen Buchstaben gleichzeitig die Gewichtsmengen, in denen das Element in Verbindungen eintrat. Wir haben oben bemerkt, daß sich 100 Gewichtstheile Quecksilber mit 8 Gewichtstheilen Sauerstoff zu 108 Gewichtstheilen Quecksilberoxyd verbinden; andererseits fand man, daß sich 8 Gewichtstheile Sauerstoff mit 1 Gewichtstheil Wasserstoff zu 9 Gewichtstheilen Wasser verbinden. Es ist also in der Verbindung mit Sauerstoff 1 Gewichtstheil Wasserstoff gleichwerthig oder äquivalent 100 Gewichtstheilen Quecksilber, denn in diesen Mengen verbindet sich jedes derselben mit 8 Gewichtstheilen Sauerstoff. Man bezeichnet daher mit den Buchstaben H₂ nicht Quecksilber schlechthin, sondern 100 Gewichtstheile desselben, mit dem Buchstaben O nicht Sauerstoff schlechthin, sondern 8 Gewichtstheile desselben und mit dem Buchstaben H 1 Gewichtstheil Wasserstoff. Man nannte daher diese Buchstaben Äquivalenzzeichen, und die Gewichtsverhältnisse, in denen die verschiedenen Elemente in chemische Verbindungen eintreten, Äquivalentgewichte. Man fand auch, daß sich viele Elemente in verschiedenen Verhältnissen miteinander verbinden können; z. B. können sich 8 Gewichtstheile Sauerstoff nicht nur mit 100 Gewichtstheilen Quecksilber oder 1 Äquivalent verbinden, sondern auch mit 200 Gewichtstheilen oder 2 Äquivalenten desselben. Man nannte letztere Verbindung zur Unterscheidung von ersterer Quecksilberoxydul. Ebenso lernte man außer Kupferoxyd ein Kupferoxydul, außer Eisenoxyd ein Eisenoxydul kennen, ja auch eine Verbindung beider miteinander, ein Eisenoxyduloxyd. Ebenso lernte man Verbindungen der Metalle mit anderen bei gewöhnlicher oder höherer Temperatur gasartigen Elementen kennen, und auch hier zeigten sich mehrere Verbindungen derselben Elemente. Die Verbindung von 1 Äquivalent Chlor mit 1 Äquivalent Quecksilber nannte man Quecksilberchlorid, die von 1 Äquivalent Chlor mit 2 Äquivalenten Quecksilber Quecksilberchlorid. Man nennt wohl auch ersteres mit einem Vulgärnamen Kalomel und letzteres Sublimat, aber diese Namen geben keinen Begriff davon, aus was der Körper besteht. Ebenso kennt man ein Quecksilberbromid und ein Quecksilberjodid, ein Quecksilberjodid und ein Quecksilberjodid und ein Quecksilbersulfid und ein Quecksilbersulfid. Man endet immer die Verbindung, die reicher an Metall ist, auf die Silbe „ür“, und die ärmer daran ist, auf die Silbe „id“. Das gewöhnliche Kochsalz besteht aus 1 Äquivalent des Metalles Natrium und 1 Äquivalent des Gases Chlor. Aber wenn man das nicht weiß, aus dem Namen „Kochsalz“ erfährt man es nicht, wohl aber gleich aus dem chemischen Namen desselben, Natriumchlorid, oder der Formel NaCl. Andere salzartige Verbindungen sind nicht so einfach zusammengesetzt; sie enthalten wohl alle Metalle oder metallartige Verbindungen, aber sie sind in denselben nicht mit einfachen Elementen, sondern mit Atomgruppen verbunden. Solche Verbindungen bezeichnet der Chemiker, indem er die Bezeichnung für die betreffende Atomgruppe, meist Säure genannt, dem Namen des Metalles anhängt. So bezeichnet man eine Verbindung von 1 Äquivalent Natrium (Na) mit 1 Äquivalent wasserfreier Salpetersäure (NO₃) mit dem Namen Natriumnitrat (von Nitrum, Salpeter), die entsprechende Verbindung mit Schwefelsäure Natriumsulfat (von Sulfur, Schwefel). Man nennt zwar auch erstere Verbindung mit dem Vulgärnamen Salpeter und

letztere Glaubersalz, aber diese Namen geben keinen Anhalt darüber, woraus die betreffende Verbindung besteht.

Diese Säuren sind meist Verbindungen des Sauerstoffs mit einem anderen Elemente, so die Schwefelsäure eine solche des Sauerstoffs mit Schwefel. Aber Sauerstoff kann sich mit Schwefel auch in mehreren Verhältnissen verbinden; so giebt es neben Schwefelsäure noch eine schweflige Säure, unterschweflige Säure u.

Während man die Verbindungen der Säure mit Metallen auf die Silbe „at“ endigt, endet man die der schwefligen und salpetrigen Säure auf die Silbe „it“ und spricht von einem Natriumsulfit und Natriumnitrit usw. Man sieht, jede Aenderung einer Silbe des Namens bedeutet eine bestimmte Aenderung in der Zusammenlegung.

Bei der Untersuchung der gasartigen Verbindungen der pneumatischen Chemie (von pneuma, Luft) fand 1811 der Italiener Amedeo Avogadro, daß sich die gasförmigen Elemente nicht nur nach bestimmten Gewichtsverhältnissen miteinander verbinden, sondern auch nach bestimmten und zwar immer ganz einfachen Raumverhältnissen. So fand er, daß sich 1 Raumtheil Wasserstoff mit 1 Raumtheil Chlor zu 2 Raumtheilen Chlorwasserstoffsäure verbindet, aber auch, daß sich ein Raumtheil Sauerstoff mit 2 Raumtheilen Wasserstoff zu nur 2 Raumtheilen Wasserdampf verbindet. Avogadro fand, daß sich auch andere Gase und Dämpfe theils mit, theils ohne Verdichtung stets in denselben einfachen Raumverhältnissen bilden, und daß das spezifische Gewicht der Gase und Dämpfe dabei stets proportional dem Äquivalentgewicht derselben ist. Das veranlaßte ihn, zu erklären, daß gleiche Raumtheile von Gasen und Dämpfen eine gleiche Anzahl von Molekülen enthalten. Auch dieses Avogadro'sche Gesetz, das wegen scheinbarer Anomalien erst von mancher Seite bestritten wurde, wird jetzt allgemein anerkannt. Aber diesen neu entdeckten Beziehungen trugen die bis dahin gebräuchlichen Äquivalentzahlen nicht immer Rechnung. Denn 1 Gewichtstheil Wasserstoff nimmt den doppelten Raum ein, als 8 Gewichtstheile Sauerstoff, und die gebildeten 9 Gewichtstheile Wasser nehmen in Dampfform denselben Raum ein, wie 8 Gewichtstheile Sauerstoff. Hatte man sich einmal überzeugt, daß gleiche Raumtheile von Gasen und Dämpfen auch die gleiche Anzahl von Molekülen enthalten, so blieb nichts Anderes übrig, als anzuerkennen, daß bei der Bildung von Wasser je 2 Moleküle Wasserstoff sich mit 1 Molekül Sauerstoff verbinden. Man kam sonach für Wasser nicht mehr zu der Formel H₂O, sondern zu der Formel H₂O. Damit aber diese Formel auch fernerhin für Berechnungen als Grundlage dienen könne, mußte man das Gewicht für 1 Äquivalent Sauerstoff verdoppeln, also zu 16 annehmen. So gab die Formel H₂O nicht nur das Gewichtsverhältniß des Wasserstoffs, wenn er sich mit dem Sauerstoff zu Wasser verbindet, an, nämlich wie 2 : 16, sondern auch, daß im Wasserdampf 2 Raumtheile Wasserstoff mit 1 Raumtheil Sauerstoff verbunden sind. Für Salzsäure war eine solche Aenderung der Formel nicht nötig, da sich hier 1 Raumtheil Chlor mit 1 Raumtheil Wasserstoff zu 2 Raumtheilen Salzsäuregas verbindet. Aber auch die unveränderte Formel ClH hatte jetzt noch die Bedeutung, daß sie auch das Raumverhältniß der in der Verbindung enthaltenen Elemente bezeichnet. Eine derartige Revision der chemischen Formeln wurde zunächst durch Gerhard und Laurent angeregt, und vor etwa 30 Jahren vorgenommen, und auf diese Revision bezieht sich der Ausdruck „alte und neue“ Formeln. Daraus ergibt sich aber auch, daß sich die neuen Formeln nicht im Gegensatz zu den alten befinden, sondern nur eine Erweiterung ihrer Bedeutung darstellen und nicht nur wie die alten Formeln die Gewichts-, sondern auch die Raumverhältnisse ausdrücken, in denen sich verschiedene gasartige Elemente miteinander verbinden können. Die neueren Gewichtszahlen nennt man aber nicht mehr Äquivalentgewicht, sondern Atomgewicht, und stellte damit die Chemie vor die Aufgabe, das Wesen der Atome zu ergründen. Man begann auch bei den Elementen selbst zwischen

Atom und Molekül zu unterscheiden. Wenn die einem Molekül entsprechende Menge einer Substanz in Dampfform denselben Raum einnimmt, wie 2 Gewichtsteile Wasserstoff, dann muß auch angenommen werden, daß 1 Molekül Wasserstoff aus 2 Atomen besteht, und die Formel für 1 Molekül Wasserstoff muß H_2 sein.

Eine Ergänzung fand die Atomtheorie durch den zuerst von Frankland und Kolbe aufgestellten Begriff der Werthigkeit oder Valenz oder atombildenden Kraft der Elemente, wonach ein Atom des einen Elementes sich immer mit einer bestimmten Anzahl von Atomen anderer Elemente verbindet. Man unterscheidet darnach ein-, zwei-, dreiwertige Elemente usw. So zeigt sich der Kohlenstoff als vierwertig, indem man fand, daß sich 1 Atom desselben stets mit 4 Atomen einwertiger Elemente oder mit 2 Atomen zweiwertiger oder 1 Atom dreiwertiger und 1 Atom einwertiger Elemente usw. verbindet. Verbindungen, in denen ein Element mit weniger Atomen, als es zu binden vermag, verbunden ist, bezeichnet man als ungesättigte. Bei den hierbei unternommenen Arbeiten stellte sich das Bedürfnis heraus, die von Berzelius seinerzeit mit recht unvollkommenen Hilfsmitteln festgestellten Äquivalentgewichte mit den inzwischen hergestellten verfeinerten Apparaten und Methoden nochmals festzustellen. Es ergab sich dabei, daß die Atomgewichte keineswegs in dem einfachen Verhältnisse zueinander stehen, das die Berzelius'schen Zahlen gezeigt hatten. Berzelius hatte z. B. das Atomgewicht für Kohlenstoff = 6 gefunden, jetzt ergab sich nicht das Doppelte davon, sondern 11,983; das des Brom hatte Berzelius = 80 gefunden, jetzt ergab es sich = 79,763; das des Stickstoffs hatte Berzelius = 14 gefunden, jetzt ergab es sich = 14,006 usw. Diese neuen Atomgewichte sind also nur durch bessere Instrumente und Methoden genauer bestimmt als die alten. Sie widerlegten aber eine von Prout ausgesprochene Ansicht, daß die Atomgewichte aller Elemente Vielfache des Wasserstoffatoms seien und die Elemente selbst nur eigenthümliche Verdichtungen desselben. Aber es konnte doch eine Reihe von Regelmäßigkeiten nicht übersehen werden, die zwischen den Atomgewichten und den physikalischen Eigenschaften der Elemente bestehen. Dies veranlaßte Mendelejeff und Lothar Meyer, die Elemente nach ihren Atomgewichten zu einem spiralförmig geordneten periodischen System zusammen zu stellen. Sie wiesen darauf hin, daß die Eigenschaften der so geordneten Elemente, der Steigerung des Atomgewichtes entsprechend, zu resp. abnehmen und sich nach einem regelmäßigen Intervalle wieder ähneln. Die Regelmäßigkeiten erwiesen sich in dieser Beziehung so groß, daß Mendelejeff, auf ihnen fußend, manche Atomgewichte verändern, sogar noch unbekannte Elemente ankündigen und ihre Eigenschaften angeben konnte. Und diese von mancher Seite belächelten Ankündigungen fanden ihre vollste Bestätigung durch die Mittheilung, die Lecco de Boisbandran 1875 über ein von ihm entdecktes und Gallium genanntes Element machte, das sofort als das von Mendelejeff als Gaaluminium angekündigte Element erkannt wurde, und dessen Eigenschaften mit den von Mendelejeff angegebenen übereinstimmten. Noch zwei andere von Mendelejeff angekündigten Elemente wurden einige Zeit darauf entdeckt und die Angaben Mendelejeff's über dieselben bestätigt: Germanium und Scandium. Diese auf wissenschaftlicher Forschung begründeten Ankündigungen stellen sich würdig derjenigen Bessel's an die Seite, der 1823 ankündigte, daß hinter dem Uranus noch ein Planet um die Sonne kreisen müsse, welcher 1846 fast gleichzeitig von Galle und Adams in dem heute Neptun benannten wirklich gefunden wurde. Da noch einige Lücken in dem System bestehen, ist die Entdeckung von einer Reihe Elementen noch zu erwarten.

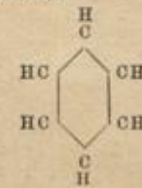
Mit den verbesserten Hilfsmitteln und Apparaten vermehrten sich rasch die Fortschritte der Chemie. Nur an die einflußreichste derselben wollen wir hier erinnern, an die Entdeckung des Spectralapparates durch Kirchhoff und Bunsen. Ihm ist der größte Theil des Fortschrittes der Chemie in den letzten 40 Jahren zu danken. Außer dem oben genannten Germanium und Scandium entdeckten Kirchhoff und

Bunsen mit demselben 1862 noch das Caesium und Rubidium, Crookes und Lamy 1862 das Thallium und Reich und Richter 1863 das Indium.

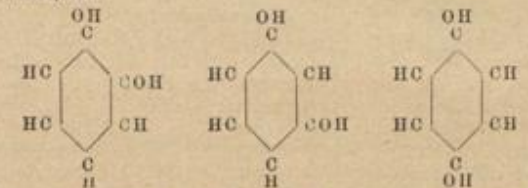
Die meisten Arbeiten aber erstreckten sich jetzt auf das Gebiet der organischen Chemie oder der Kohlenstoffverbindungen. Durch Auswechslung, Einschaltung und Addition immer neuer Atomgruppen erreichte man eine Zahl von Verbindungen, die einen Laien geradezu schwindeln machen könnten. Und doch sind es nur kleine Atomgruppen, wie die Methylgruppe (CH_3), die Carboxylgruppe (CO), die Hydroxylgruppe (HO), die Amidogruppe (NH_2), die Azogruppe (N_2) und die Nitrogruppe (NO_2), deren Ein- und Ausschaltung diese ganze Mannichfaltigkeit bewirkt. Aber gerade die große Zahl der entdeckten Verbindungen ermöglicht es, dieselben in bestimmte Reihen und Abtheilungen zu rangiren, wodurch man von denselben ein so gut zu überblickendes System erhält, wie es die beschreibenden Naturwissenschaften noch nicht besitzen. Dabei gelang es, eine ganze Reihe von Verbindungen künstlich herzustellen, von denen man früher geglaubt hatte, daß sie nur durch eine vernünftige besondere Kraft des lebenden Organismus, die Lebenskraft, gebildet werden könnten. Mit der Herstellung des künstlichen Harnstoffes wurde 1823 von Wöhler der Anfang gemacht, und jetzt stellt man nicht nur die verschiedensten ätherischen Oele und Arome von Pflanzen künstlich her, sondern auch den Farbstoff der Krappwurzel und des Indigo und den wirksamen Bestandtheil des Kaffees.

Aber je mehr man in der Erforschung der Kohlenstoffverbindungen vorschritt, desto öfter zeigte es sich, daß Verbindungen genau dieselbe Atomzahl enthalten konnten und doch höchst verschiedene Eigenschaften besaßen. Solche Verbindungen nannte man isomer. Man erkannte, daß man sich nicht länger damit begnügen konnte, in den Formeln und Namen den Gesamtgehalt der Verbindungen an einzelnen Atomen wiederzugeben, sondern, daß man durch die Formel auch die Stellung und Verbindungsweise der einzelnen Atome und Atomgruppen im Molekül zueinander zum Ausdruck bringen müsse. So entstand ein neuer Zweig der theoretischen Chemie, die Strukturlehre, angeregt zuerst von dem unlängst verstorbenen Kekulé. Sie ordnete speziell die Abhängigkeit der äußeren Eigenschaften einer Verbindung von der Zusammensetzung ihrer Moleküle. Sie suchte dies auch in den von ihr gewählten neuen Formeln auszudrücken, die daher kein Gegensatz, sondern eine Vervollständigung der früheren waren. Die physikalischen Eigenschaften wurden immer mehr nicht als zufällig, sondern als nothwendige Folgen der näheren Zusammensetzung und als werthvolle Hilfsmittel zur Erforschung ihrer chemischen Constitution betrachtet. Wir wollen die Bedeutung dieser Strukturformeln an einem Beispiel erläutern. Pyrocatechin, Resorcin und Hydrochinon sind in ihren physikalischen Eigenschaften recht verschiedene Körper. Pyrocatechin schmilzt bei $104^\circ C.$, krystallisirt in rhombischen Prismen und wird durch Eisenchlorid grün gefärbt; Resorcin schmilzt bei $118^\circ C.$, krystallisirt in rhombischen Tafeln und wird durch Eisenchlorid dunkelviolett gefärbt, und Hydrochinon schmilzt bei $169^\circ C.$, krystallisirt in hexagonalen Prismen und wird durch Eisenchlorid grünlichgelb gefärbt. Die Moleküle aller dieser drei Verbindungen bestehen aus je 6 Atomen Kohlenstoff, 6 Atomen Wasserstoff und 2 Atomen Sauerstoff, dementsprechend wäre die Formel $C_6H_6O_2$; aber diese Formel gäbe auch nicht die geringste Vorstellung davon, worin der Unterschied derselben besteht. Man weiß nur, daß diese drei Körper Verbindungen einer Atomgruppe, genannt Benzol, von 6 Atomen Kohlenstoff und 6 Atomen Wasserstoff sind, in welchem die 6 Kohlenstoffatome ringsförmig aneinander gefettet sind, und wo an jedes Kohlenstoffatom 1 Wasserstoffatom angeschlossen ist. In dieser Atomgruppe, die den Kern von vielen tausenden chemischen Verbindungen bildet, den sogenannten aromatischen Verbindungen oder Benzolderivaten, sind nun in unseren 3 Verbindungen je 2 Atome Wasserstoff durch die Hydroxylgruppe (HO) ersetzt. Man kann also die Verbindungen Diquybenzole nennen und ihnen die Formel $C_6H_4(OH)_2$ geben. (Wie oft eine Atomgruppe in einer Verbindung ent-

halten ist, drückt man durch Vorsetzung der griechischen Silben: mono = einfach, di = zweifach, tri = dreifach, tetra = vierfach usw. aus.) Aber diese Formel bezeichnet wohl, aus welchen näheren Atomgruppen die Verbindungen zusammengesetzt sind, aber wodurch sie sich voneinander unterscheiden, ist aus dieser Formel nicht zu ersehen. Das Unterscheidende bei ihnen ist die Stellung der Hydroxylgruppen. Stellen wir uns den Benzolkern durch folgendes Sechseck vor,



so können die Hydroxylgruppen folgende Stellungen einnehmen:



Erstere Stellung, die man die Orthostellung nennt (vom Griechischen Orthós, gerade), ist die dem Pyrocatechin eigene; man deutet dieselbe durch den Anhang 1,2 an die Formel an: $C_6H_4(OH)_2(1,2)$ und nennt die Verbindung Orthodiquybenzol. Die zweite Stellung nennt man die Meta-Stellung (vom Griechischen Metá, zwischen) und ist die des Resorcin, man deutet sie durch den Anhang 1,3 an die Formel an: $C_6H_4(OH)_2(1,3)$ und nennt die Verbindung Metadiquybenzol. Die dritte Stellung nennt man die Para-Stellung (vom Griechischen Pará, entgegen); sie wird durch den Anhang 1,4 angedeutet und ist die des Hydrochinon, dessen Formel also $C_6H_4(OH)_2(1,4)$ ist und die Paradiquybenzol genannt wird.

Diese Namen und Formeln zeigen also nicht allein, woraus die Verbindungen entstehen, sondern auch, wodurch sie sich von einander unterscheiden.

Auch das neue Denaturationsmittel der Margarine (man müßte eigentlich nicht sagen die Margarine, sondern das Margarin, ebenso wie man sagt das Benzol und das Chinin; aber da Margarine ein Ersatz für die Butter sein soll, und Butter im Deutschen weiblich ist, so hat man auch im Deutschen aus Margarin ein weibliches Wesen gemacht), das Dimethylamidoazobenzol, ist ein Abkömmling des Benzols, in der aber zwei Benzolkern durch eine Azogruppe (N_2) miteinander verbunden sind, indem außerdem in jedem Benzolkern ein Wasserstoffatom in der Orthostellung durch die Methylgruppe (CH_3) und in einem Benzolkern ein anderes Wasserstoffatom durch die Amidogruppe (NH_2) ersetzt ist. Es hat also die Formel: $C_6H_4(CH_3)N_2C_6H_3(CH_3)(NH_2)(1,2)$.

Lasst wollen wir es für heute genug sein lassen. Aber auch jeder ernsthafte Laie wird nun einsehen, daß diese chemischen Namen, über die zu wickeln ja recht leicht ist, außerordentlich wichtige Hilfsmittel zur schnellen Verständigung der Chemiker untereinander sind, und zwar nicht nur der derselben Nation, sondern der aller Kulturvölker. Diese Nomenklatur ist auch durch gemeinschaftliche Arbeit der Chemiker der verschiedenen Länder entstanden und ein wirklich lebendiges und lebenskräftiges Volapük. Der Italiener kann die holländische Bezeichnung für komplizierte Verbindungen verstehen und umgekehrt. Höchstens sind einzelne Buchstaben der betreffenden Sprache akkomodirt. Deutsche und Holländer schreiben z. B. Phosphor-pentachlorid, Italiener schreiben: Fosforopentachlorido.

Die neuen Crispine.

Die alten Pfaffen, die laß ich in Ruh,
Die stahlen doch noch den Reichen das Leder
Und stücten den Armen damit die Schuh.
Doch mit den heutigen bleibt mir zu Haus;
Ob auf der Kanzel, ob auf dem Katheder,
Ein umgekehrter Crispin ist Jeder:
Zwar haben sie nicht verlernt das Gewand ---
Doch fehlen sie jetzt den Armen das Leder
Und machen den Reichen Stiefel daraus.

Hafenschule. (Zu unserem Bilde.) Es ist ein ganz besonderer, heutzutage wenig gepflegter Zweig der Tiermalerei, den der Spanier Jimenez in seiner Hafenschule vertritt.

Ist es dem Künstler dabei doch nicht um die rein objektive Wiedergabe der Tiergestalten, des Tierlebens, für sich oder in dessen Beziehungen zum Menschen, zu thun, als vielmehr darum, das Tierbild gewissermaßen nur als Maske eigentlich rein menschlicher Handlungen, Situationen, Leidenschaften zu benutzen.

Ich möchte sagen, es ist die Darstellung von Tier- und Menschenleben in Einem, die Schilderung eines durch das Andere und somit eine Kunst, die nicht nur eine eminente Kenntnis beider in ihren intimsten Zügen, in ihren charakteristischen Merkmalen voraussetzt, sondern auch einen feinen Instinkt für das Gemeinsame alles animalischen Lebens erfordert, einen Instinkt, wie wir ihn in der Tierfabel und Thiersage oder etwa in den Werken des viel zu wenig bekannten großen deutschen Novellisten E. Th. A. Hoffmann begegnen.

Doch wenden wir uns unserem Bilde selbst zu. Es ist eine überaus brotlige Szene aus dem Schulleben der jungen Hafenvwelt, in der es nicht anders zuzugehen scheint, als im Unterrichte unserer Kleinen.

Während unter der großen Karte im Hintergrund drei WÜ-Schüler mit ihren ungelassenen Pfötchen mühsam die ersten Schreibversuche machen, sollen die anderen zu den Füßen des Herrn Magisters die Kunst des Lesens üben. Aber allzugroß scheint die Begeisterung dafür nicht zu sein. Denn da just einer als unglückseliges Opfer zum Buchstabieren aufgerufen ist, braucht man nicht mitzutun. Unbemerkelt vom Herrn Lehrer guckt man über das Buch hinaus ins Freie und denkt viel lieber an den saftig grünen Klee, an Luft und Sonne, anstatt auf die langweilige Erzählung von den Menschen zu hören, die heute durchgenommen wird.

Noch Andere auf der letzten Reihe halten jetzt sogar den geeigneten Moment für gekommen, einander tüchtig in die Haare zu fahren, sich regelrecht zu prügeln.

Aber sie sollen nur anpassen! Zwei Sünder hocken schon vorn neben dem Katheder. Daß es ihnen nur nicht auch so ergeht! Freilich, an einem solchen Schultvormittag schleicht die Zeit wahrhaftig auch dahin wie eine Schmelze!

Doch nur Geduld. Es ist ja die letzte Stunde. Und wenn es nicht allzuviel Schularbeiten giebt, bleibt ja am Nachmittag noch genug Zeit zum Spielen übrig.

Ueber den Einfluß des Materials auf die Bildung von Kunstwerken. Für die Formgebung und Komposition von Kunstwerken der Malerei, namentlich aber der Plastik, ist die Wahl des Materials für den Künstler nichts weniger als belanglos. Ja, der Kenner wird vielfach sogar schon auf Grund einer guten Abbildung das Material eines Kunstwerks zu bezeichnen wissen: eine lange Reihe verschiedener Faktoren, wie Härte, Textur, physische Beschaffenheit usw., lösen einen bestimmenden Einfluß darauf aus. Zum Beispiel ist das Gebiet, auf dem sich die Aquarellmalerei zumeist bewegt, ein anderes als das der Delmalerei. Die Aquarellfarben sind leichtflüchtig und erfordern eine ins kleinste Detail gehende Pinselführung, die verschwimmenden Farben verlangen dagegen einen Zug ins Große, Breite. Die Aquarellmalerei bewegt sich daher mit Vorliebe in dem engen Rahmen des Bierlichen, Feinen, Detaillierten, während die Delmalerei auf größere Massenwirkungen hinarbeiten sucht. Der Künstler, der sich die Darstellung einer Bergkette oder einer bunten belebten Marktszene zur Aufgabe stellt, wird zumeist zu Aquarellfarben greifen, während er beim Malen von Volksgestalten oder fernem Berggipfeln die Delmalerei anwenden wird. Ungleich größeren Einfluß übt das Material auf die Bildung von plastischen Kunstwerken aus. Der Künstler, der aus faserigem, grobörnigem Material schafft, wie aus Kalkstein oder Tuff, wird jegliche feinere, detaillirte Ausarbeitung zu vermeiden suchen. Ebenso wird ganz hartes, sprödes Material, wie Granit oder Basalt, im Detail fleischlich und störend wirken, dagegen feindörniges, elastisches Material, wie Elfenbein, eine überaus feine, detaillirte Ausarbeitung ermöglichen. Weiches, feindörniges Material, wie Thon, läßt seine Spitzen und scharfen Kanten zu und verlangt große Rundung und Weichheit in den Formen.

Angabe des denkenden Künstlers kann es demnach nicht sein, aus jedem Material dasselbe Kunstwerk zu schaffen, sondern dieses nach Maßgabe und unter Benutzung der dem Material anhaftenden günstigen Eigenschaften zu bilden. Besondere Beachtung verdienen die Fähigkeit und Schwere des Materials. Bronze und Erz lassen eine viel freiere und ins Einzelne gehende Behandlung zu als Marmor, der infolge seiner Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit eine ungleich größere Konzentration und namentlich eine viel genauere Unterstützung des Schwerpunktes verlangt als das metallene Kunstwerk.

Wichtig ist ferner bei der Bildung von Kunstwerken aus Erz oder Stein die Farbe der Oberfläche und die Art, wie sie das Licht zurückwirft. Wegen der Reflexe in den beleuchteten Theilen und des Dunkels in den beschatteten verlangt das Erz eine weit schärfere, ins Detail

gehende Ausarbeitung als der Marmor: tiefe, zurücktretende Theile sind thunlichst zu vermeiden. Dieser Erscheinung entspricht die Thatsache, daß im griechischen Alterthum in Metall vorwiegend nackte, in Marmor bekleidete Figuren gebildet worden sind.

Endlich ist noch die keineswegs unbeträchtliche Verschiedenheit in dem scheinbaren Maße bei hellen und dunklen Körpern zu erwähnen, die in gleicher Weise bei der Betrachtung des Ganzen und der einzelnen Theile hervortritt, und oft eine schwer zu umschiffende Klippe für den Künstler bildet. Um diesem Uebelstande zu begegnen, sieht sich der in Metall arbeitende Künstler genöthigt, die Formen zu verstärken, der in Marmor schaffende, sie schwächer zu bilden. Eine interessante Bestätigung der gedachten Erscheinung bringt der Vergleich von getren ausgeführten Bronzekopien von Marmororiginalen und umgekehrt. Die in Bronze ausgeführten Nachbildungen von marmornen Kunstwerken werden stets dünn und schwächlich, die Marmorkopien von metallenen Statuen unnatürlich dick und geschwollen erscheinen. z.

Die deutsche Geschichtschreibung. Der Begriff der Geschichte steht trotz oder vielleicht auch wegen der gewaltigen Fortschritte in der Geschichtschreibung, wie sie namentlich durch eine bis ins kleinste gehende Arbeitstheilung in der historischen Forschung erzielt worden sind, noch immer nicht völlig fest. Zwar liegen uns die Ergebnisse einer vielhundertjährigen Forschung vor, aber fast eine jede Zeit ist von anderen Voraussetzungen ausgegangen und hat die historische Arbeit durch Elemente der ihr eigenthümlichen Lebens- und Weltanschauung beeinflusst. Hohes Interesse bietet eine kurze Uebersicht über den Betrieb der Geschichtschreibung auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen. Wenn wir von den kritischen, nur auf die Beibringung möglichst zahlreicher Annotitäten abzielenden Aufzeichnungen der früheren Epochen absehen, von all jenen unzähligen, theilweise gereinigten Chroniken, Weltgeschichten und Memorabilien, so herrscht bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts die utilitarische Geschichtschreibung. Ihren Vertretern erschien die Geschichte nicht als Selbstzweck, sondern nur als eine pädagogische Disziplin, als ein Mittel zur Belehrung und Besserung. Die Weltgeschichte war das Weltgericht: man suchte auf jedem ihrer Blätter den Fingerzeig eines gerecht abwägenden, lohnenden und strafenden Gottes. Wo die historischen Thatsachen jeder derartigen Auslegung unbarmherzig widersprecht, da trug man kein Bedenken, sie zu fälschen und der moralischen Weltanschauung der Zeit anzupassen. Als letzten Ausläufer dieser Richtung, der freilich von ihren ärgsten Auswüchsen frei ist, dürfen wir den bekannten Historiker Fr. Chr. Schloffer betrachten, namentlich in seinem Hauptwerk, der noch heute viel gelesenen Weltgeschichte für das deutsche Volk.

Schon frühe wurde dieser tendenziösen Methode in der Geschichtschreibung entgegengetreten, am entschiedensten von Herder. Er suchte den Zweck der Geschichte nicht in der Bestätigung des göttlichen Willens und einer ausgleichenden Gerechtigkeit, sondern in ihr selbst. Er wies zuerst darauf hin, daß im Mittelpunkt der Geschichte die Entwicklung stehen müsse. Wenn auch Herder seine Forderungen nur für die Kultur, und nicht auch für die politische Geschichte aufgestellt hat, so hat er doch für die gesammte moderne Geschichtsauffassung bahnbrechend gewirkt. Das Verdienst, den Herderischen Geschichtsbegriff auf das Gebiet der politischen Geschichte verpflanzt zu haben, ist vornehmlich Niebuhr zuzuschreiben. In der Folgezeit trat das subjektive Moment in der Geschichtschreibung mehr und mehr zurück; man war bestrebt, den Verknüpfungen und Wechselwirkungen der historischen Vorgänge bis in die kleinsten Einzelheiten auf die Spur zu kommen und in kalter, leidenschaftsloser Darstellung die Thatsachen selbst sprechen zu lassen. Am meisten wurde die politische Geschichte gepflegt, daneben entwickelte sich eine Reihe von Spezialdisziplinen. Auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte wirkte Eichhorn, auf dem der römischen Savigny bahnbrechend, für die Ausbildung der deutschen Literaturgeschichte gaben die Brüder Grimm den ersten entscheidenden Anstoß, die Wirtschaftsgeschichte wurde vornehmlich durch die Forschungen Kochers und Schmollers zum Range einer historischen Wissenschaft erhoben. Die politische Geschichte, bis dahin Alleinherrscherin auf dem Gebiete historischer Forschung, verhielt sich den genannten Spezialdisziplinen gegenüber lange, bei einzelnen ihrer Vertreter bis in die Gegenwart hinein, kühl und ablehnend. Man wollte sie zwar gelten lassen, aber nur als Stütze und Helferin bei der eigenen Forschung. Und da die Ergebnisse der Kultur- und Literaturgeschichte, die theilweise neue, überraschende Schlaglichter auf weit entlegene Geschichtsepochen warfen, auf die Dauer selbst nicht von den unbegreiflichen Vertretern der politischen Geschichte ignoriert werden konnten, half man sich zumeist damit, daß man in historischen Werken zwischen größere Abschnitte historisch-politischen Inhalts kleinere Kapitel einstreute, in denen das gesammte kulturhistorische Material für eine Epoche, so gut es eben ging, zusammengeschichtet wurde. Unter den spezifisch politischen Historikern hat den größten Ruf Leopold Ranke erlangt. Freilich ist bei ihm und in weit höherem Grade bei seinem Schüler Sybel das Streben nach größt-

möglicher Objektivität zur Manier angeeignet. Welchen erscheint die Weltgeschichte als ein ungeheurer Mechanismus, dessen komplizirter Konstruktion sie bis in das kleinste Detail nachzuspüren bestrebt sind. Als maßgebende Faktoren von Verlauf und Zielen der historischen Entwicklung gelten ihnen vornehmlich die Interessen der Fürsten- und Adolignadynastien. Heute erscheint die Art von Geschichtschreibung bereits als überwunden. Man begnügt sich nicht mehr damit, die Weltgeschichte als eine einzige große Haupt- und Staatsaktion aufzufassen: man versucht für alle Vorgänge und Erscheinungen einer Epoche den verbindenden Faden zu finden, sie als Ausstrahlungen desselben Pols zu betrachten. Namentlich hat die materialistische Geschichtsauffassung, die allen Erscheinungen im sozialen und im Geistesleben der Völker als gemeinsame Basis die jeweilige ökonomische Struktur unterlegt, der historischen Forschung eine Reihe von neuen, fruchtbaren Gesichtspunkten erschlossen und ihr Wege erschlossen, deren Ziele wir heute noch nicht abzusehen vermögen. z.

Schnitzel.

Der Dompfaff macht's wie manches Menschenkind. Sie wissen nicht, daß sie gesaugen sind, Und singen auch nach Vogelmauler: „Ein freies Leben führen wir!“

Würde manchem Edlen vom Bader Au'geschuitten die Bauernader, Nützt' er in wenig Minuten Sich zu Tode verbluten.

Leichensermone und Hofberichte Machen keine Weltgeschichte.

Thierquälerei kraht man heutzigen Tages schwer, Doch Menschenquälerei laufen noch frei umher.

Die Zahl der Mitglieder ist beschränkt In manchem Klub und Verein, Doch pflegen beschränkter als Mancher denkt, Die Mitglieder selber zu sein.

Du bist ein Deutscher! Das lieb ich sehr, Und bist auch Mensch, das gefällt mir noch mehr.

Der Witz in der Gesellschaft ist Der allerbeste Polzist; Will Einer sich überheben, Gleich wird ihm was abgegeben.

Was kümmert sich der Spekulant Um Ehr und Recht und Vaterland: Schlecht mag es gehen uns und Allen, Wenn nur nicht seine Papierchen fallen.

Sich untereinander verhämmeln und morden, Ist eine Wissenschaft geworden, Wodurch man gelangt zu Ehr und Ruhm; Das ist mir ein schönes Christenthum!

Mag noch so viel ein Lehrer auch wissen, Sobald er darsich ist, launisch, verbissen, So mag er andern Beruf sich wählen, Als Kinder zu lehren und sie zu quälen.

Wenn eine Bedientenseele gedieh In einem hohen Amte, Den Bedienten kann sie vergessen nie, Und betrachtet Jeden, als ob er, wie sie, Auch von Bedienten stammte.

Das ist fürwahr ein erbärmlich Geschlecht, Das sich betragen läßt nur sein Recht, Als wär es zu weiter nichts geboren, Als das Hüll ihm zu ziehen über die Ohren.

Für's Volk will dichten mancher Poet, Der's Volk nicht versteht, wie's ihn nicht versteht.

Ein freies Volk zu Grunde richten Wird auch dem schwächsten Herrscher leicht, Die Freiheit Aller zu vernichten, Das hat noch Keiner erreicht.

Hoffmann v. Fallersleben.

Frau Moral.

Die Moral ist eine wad're Madam, Scheert Alles über einen Kamm; Macht's wie der Dorfbarbie fürwahr, Wenn der den Bauern schneid't das Haar, Nimmt er ein holzen Schüssellein, Das legt er Jedem auf den Kopf, Sei nun sein Schädel groß oder klein, Und was hervorguckt von dem Schopf, Das scheert er ab wie nach der Schuur, Das nennt er dann eine Haarjühr.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macasay, Leipzig, Dfstraße 14, richten.